

Wie zu Hause

Ob alt oder jung, ob «jung-alt», männlich oder weiblich, es kann uns alle treffen: Demenz heisst die Krankheit, die immer allgegenwärtiger wird. Kürzlich war ich in Thailand, in Chiang Mai im Norden, wo drei Schweizer – darunter ein Luzerner – ein Projekt unter dem Namen Vivobene für 12 Millionen Franken realisiert haben. Das Resort ist vor drei Wochen eröffnet worden. Auf den ersten Blick handelt es sich um eine komfortable Hotelanlage mit viel Grünfläche, Swimmingpool, dem Restaurant Rössli und einer Bäckerei. Doch gebaut worden ist dieses Resort für Demenzerkrankte und Leute, die sich von einem Unfall oder einem Leiden erholen wollen. Sie reisen mit Angehörigen an. Es ist das erste Projekt dieser Art mit einer ganz besonderen Philosophie.



Kurt Zurfluh,
Moderator

EINBLICKE

Die Demenzerkrankten werden von geschultem Personal aus Thailand rund um die Uhr betreut. Die Angestellten wurden von Schweizer Fachkräften ausgebildet. Wer schon mal in diesem Land war, weiss, mit wie viel Respekt, Fröhlichkeit und menschlicher Wärme die Einheimischen Gäste aus anderen Ländern behandeln. Deshalb können die Angehörigen ihre Freizeit geniessen, mal einen Ausflug zu den Bergvölkern, nach Chiang Mai oder in die nähere Umgebung machen. So erlebte es ein Zentralschweizer Ehepaar. Der Mann, ein ehemaliger weit gereister Hotelmanager, leidet jetzt an Demenz. Er fühlt sich in diesem Resort sehr wohl, was seiner Frau neue Möglichkeiten eröffnet: «Heute waren wir zusammen mit einer Begleitperson im Zoo, gestern aber konnte ich mal allein auf den Markt.»

Natürlich weiss ich, dass es verschiedene Schwierigkeiten zu überwinden gibt, bevor jemand die weite Reise nach Thailand auf sich nimmt. Den Bekanntenkreis verlassen, elf Stunden in einem Flugzeug sitzen, den Pilatus und die Rigi nicht sehen – alles Argumente, die man in Betracht ziehen muss. Umgekehrt ist es in Chiang Mai gerade zu unserer Winterzeit angenehm warm, aber nicht schwül-heiss. Man muss ja die Zelte nicht gleich für immer abbauen, aber für ein paar Wochen ...

Und wer nicht auf die Schweizer Kost und das Weggli am Morgen verzichten will, dem ist geholfen. Da gibt es auf der Speisekarte die Bratwurst mit Röstli, den Urner Häfelichabis, die Obwaldner Äplermagronen oder die Zuger Kirschtorte. Und es darf auch ein Glas Wein (sogar ein Weisses aus dem Wallis) oder ein Kaffee Schnaps getrunken werden. Um 18 Uhr gibt es kein Abschieden in die Zimmer, sondern man sitzt auf der Terrasse oder in den gemütlichen Aufenthaltsräumen, diskutiert oder schaut das SRF-Programm, spielt einen klassischen Schieber.

Bleibt die Gretchenfrage nach den Kosten. Pro Monat ist für eine pflegebedürftige Person mit 4000 Franken zu rechnen, für die Begleitperson mit 1000 Franken. Zum Vergleich der Kosten in einem Schweizer Spital oder einem Pflegeheim muss ich wohl keine Worte verlieren. Die Krankenkasse zahlt nichts. Als sich die Verantwortlichen mit einer Krankenkasse in der Schweiz deshalb in Verbindung setzten, hiess es dort (natürlich nicht schriftlich, sondern nur mündlich): «Dieses Resort hat zu viele Qualitäten, die Leute werden dort zu alt.» Mehr als zynisch.

redaktion@zentralschweizamsonntag.ch

Das Leben zur Hölle gemacht

RUSWIL Seit Jahren wird Bernadette Geisser an ihrem Wohnort schikaniert. Ursprung des Problems ist ein Knatsch um ein Durchgangsrecht. Die Lösung könnte die Erneuerung des Dorfkerns sein.

THOMAS HEER
thomas.heer@zentralschweizamsonntag.ch

Wer sich in diesen Tagen mit Bernadette Geisser unterhält, der kann ihre Verzweiflung mit den Händen greifen. Immer wieder kämpft sie gegen die Tränen an, was ihr aber nicht immer gelingt. Als Zuhörer fürchtet man ernsthaft um die Gesundheit dieser Frau. Bereits im März 2007 war in einem ärztlichen Zeugnis Folgendes festgehalten: «Aufgrund der Vorfälle, mehrheitlich polizeilich dokumentiert, ist Frau Geisser im Moment am Rande einer psychischen Dekompensation.» Will heissen, sie stand kurz davor, das psychische Gleichgewicht zu verlieren und ernsthaft zu erkranken. Kurzzeitig zog Geisser zu jener Zeit von Ruswil weg und suchte sich eine Bleibe in Weggis.

Haus mit Steinen beworfen

Wenn der Arzt von «Vorfällen» schreibt, handelt es sich um einen ganzen Strauss von übelsten und hinterhältigsten Attacken von meist unbekanntem Tätern. So wurde die Fassade ihres Hauses mehrfach mit Eiern und Dreck beworfen. Im Winter krachten Schneebälle gegen die Storen. Es flogen auch schon Steine. Das Gartentor wurde mit Sprayereien verunstaltet. In den Aussenanlagen fanden

sich herausgerissene Pflanzen und Blumen. Vandalen durchschlugen das Gartenhausdach. Und als trauriger Höhepunkt sprengten Unbekannte in der Nacht vom 31. auf den 1. Januar 2008 den Briefkasten mit einem Feuerwerkskörper in die Luft.

Angesichts dieser Vorkommnisse hat sich Geisser im Umgang mit Passanten, die vor ihrem Grundstück zirkulieren, eine gewisse Härte angeeignet und vergisst ab und an das Sprichwort, das da heisst «Wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus». Im August 2008 erhielt sie einen Brief. Absender: der Vater einer Junglehrerin. Der Mann schrieb unter anderem: «Welcher Teufel hat Dich geritten, so auf meine Tochter loszugehen? Sie vor ihren Schülern so herunterzukanzeln?» Geisser, eine ausgebildete Hauswirtschaftslehrerin, die in der Stadt Luzern unterrichtet, sagt: «Ich werde im Dorf geschnitten, und man behandelt mich wie der letzte Dreck.» Das hat Folgen und lässt Geisser in düstersten Szenarien denken. Zum Beispiel: «Jetzt haben wir sie dann so weit. Sie ist reif für die Psychiatrie.» Eine solche Grausamkeit, so glaubt Bernadette Geisser, wünsche man ihr an den Hals.

Dem ist sicher nicht so. Denn die grosse Mehrheit der Ruswiler Bevölkerung

lässt sich nicht auf ein solches Niveau herunter. Diese Gewissheit hilft Geisser wahrscheinlich derzeit aber nicht weiter.

Zu lange lebt sie in einer Art Ausnahmezustand. Und dieser hat seinen Ursprung direkt vor ihrer Haustür, nämlich auf der kleinen Strasse mit dem Namen Brunnehof. Im Grundsatz geht es um das Durchgangsrecht. Mächtig thronen die Verbotstafeln über- und unterhalb Geissers Hauses. Für jedermann sichtbar ist darauf zu lesen: «Privat» und «Gerichtliches Verbot». Etwas genauer hinschauen muss, wer noch dies erfahren

«Ich werde im Dorf wie der letzte Dreck behandelt.»

BERNADETTE GEISSER

will: «... wird allen Unberechtigten verboten dieses Grundstück zu betreten, mit Fahrzeugen aller Art zu befahren, solche darauf zu wenden, abzustellen oder zu parkieren.» Verstösse gegen dieses Verbot können Bussen bis zu 2000 Franken nach sich ziehen. So will es das Bezirksgericht Willisau mit seinem Entscheid vom 20. November 2013.

Heute, gut ein Jahr später, könnten die beiden Tafeln eigentlich wieder demontriert werden. Der Entscheid aus Willisau gilt nämlich nicht mehr. Denn mit dem Schreiben vom 30. September 2014 beschied der Gemeinderat Ruswil Bernadette Geisser, dass dieser gegen das gerichtliche Verbot Einsprache erhoben

haben. Und folgert: «Demnach hat das Verbot gegenüber der vom Gemeinderat vertretenen Allgemeinheit keine Wirkung.»

Gemäss Gemeindepräsident Leo Müller ist die kleine Privatstrasse – auch aus dem Grundbuch lässt sich nichts anderes schliessen – ein wichtiger Verkehrsweg im Dorfkern. Es liege im öffentlichen Interesse, dass diese Strasse als Verbindungsstück von verschiedenen Ortsteilen für die Bevölkerung zugänglich sei. Müller verweist auf eine Vereinbarung aus dem Jahr 1995. Mit dem Dokument habe die Familie Geisser der Gemeinde ein öffentliches Fusswegrecht zugesichert. Ruswil hat den Geissers im Gegenzug ein Gartengrundstück zur Verfügung gestellt, das bis heute benutzt werde.

Ohne sich jetzt ins Unterholz der Juristerei zu begeben, kann festgestellt werden, dass die Rechtslage im Fall Geisser nicht in Stein gemeisselt ist. Und nicht verwunderlich ist auch, dass Bernadette Geisser und die bei ihr wohnende 81-jährige Mutter fast gleichzeitig sagen: «Wir fühlen uns von Herrn Müller im Stich gelassen.»

Naht eine Lösung?

Müller sagt: «Ich bin als Politiker angetreten mit der Illusion, jeder Fall sei lösbar.» Die Causa Geisser konnte bis heute leider nicht gelöst werden. Müller aber hofft, dass das Projekt Dorfkern-Erneuerung 2015 zur Abstimmung kommt. Läuft alles nach Plan, wäre die Brunnehof-Strasse für die Öffentlichkeit dann nicht mehr nötig, und die Geissers hätten ihre Ruhe.

Der hohe Preis eines Lebens als Künstlerin

LUZERN In ihrem Dok-Film zeigt die Luzernerin Antonia Meile drei Frauen, die ihr Leben der Kunst verschrieben haben. Ein Weg, der Freiheiten mit sich bringt – aber auch Verzicht.

Für die Kunst sind sie bereit, einen hohen Preis zu zahlen: Sie opfern ihre Freizeit, aber auch ihre finanzielle Sicherheit. Während eines dreijährigen Projekts hat die Nachwuchsregisseurin Antonia Meile drei Künstlerinnen begleitet, die alle an der Hochschule Luzern studiert haben. Nach ihrem Abschluss haben sie sich in der Schweizer Kunstszene einen Namen gemacht. Nur: Allein vom guten Ruf lässt sich nicht leben.

Der Dokumentarfilm zeigt, wie sich die jungen Frauen in einer Kunstwelt positionieren, die von Kunstschaffenden übersättigt ist, und in der nur wenige das grosse Geld verdienen. Meile begleitet sie durch ihr Leben zwischen Euphorie und Zweifel. Berührend ist etwa die Geschichte der Videokünstlerin Florine Leoni. Sie hadert im Film trotz positiver Resonanz aus der Kunstszene mit der gesellschaftlichen Anerkennung. «Ich bin die ganze Zeit am Arbeiten. Das ist etwas, was andere manchmal nicht verstehen – dass diese Arbeit für uns nicht einfach ein Hobby ist.» Künstlerisches Schaffen werde oftmals nicht als gleichwertige Arbeit angeschaut.

Geld für Medikamente fehlt

Die Künstlerin hat mit finanziellen Engpässen zu kämpfen. Denn ihre Projekte werden durch Stiftungen oder die öffentliche Hand finanziert – ein fixes Monatseinkommen hat sie nicht. Der Film zeigt, wie die junge Frau darum fürchtet, ihre Miete nicht mehr zahlen zu können. Kosten für ihre Neurodermitis-Medikamente treffen sie empfindlich, die Zukunft ist immer wieder ungewiss. «Natürlich kann man das Gefühl haben, man sei arm. Aber ich habe mich für dieses Leben entschieden.» Und doch stellen sich schwierige Fragen. «Ich hätte extrem gerne mal eine Familie. Ein Thema ist dabei aber auch, wie ich das finanzieren kann.»

Was es heisst, Mutter und Künstlerin zu sein, das weiss Monica Ursina Jäger. «Ich habe nie darüber nachgedacht, was privat ist, was Familie ist und was Kunst. Bei mir ist das alles zusammengewachsen.» Jäger arbeitet jeweils vier Tage die



Der Film zeigt die Höhe-, aber auch die Tiefpunkte im Leben dreier Künstlerinnen: In dieser Szene zerstört Monica Ursina Jäger ein Werk, das aus ihrer Sicht nicht gelungen ist.

PD

Woche im Atelier, der Sohn wird in dieser Zeit von ihrem Ehemann – gleichzeitig ihr Arbeitspartner – und in der Krippe betreut. Als sie schwanger war, wusste lange Zeit niemand davon. «Ich hatte Angst, dass darauf sofort reagiert würde», sagt sie im Film. Sprich: Dass man denken würde, sie werde die nächsten zwei Jahre mit ihrem Kind beschäftigt sein – und sie deshalb nicht mehr in Projekte involviert werde. «Ich habe die Schwangerschaft bis zum siebten Monat unter einem grossen Pulli versteckt.»

Galerien kassieren die Hälfte

Jäger verkauft ihre Werke teils über Galerien – bis 20 000 Franken kosten die architektonischen Zeichnungen. Die Hälfte davon fliesst an die jeweilige Galerie. Umso mehr staunt die Künstlerin, als sie im Film eine Auktion bei Christies besucht, an der ein Bild von Peter Doig für 6,8 Millionen Franken ersteigert wird. «Das hat etwas Unwirkliches», sagt sie dazu.

Die dritte Frau, die im Film porträtiert wird, ist die Performance-Künstlerin Brigitte Dätwyler. Sie hat einen Weg gefunden, sich finanziell abzusichern: Mit

einem 50-Prozent-Job an der Zürcher Hochschule der Künste. «Davon lebe ich. Das erlaubt es mir, in meiner Kunst das zu machen, was ich machen will.» Reich wird auch sie nicht. «Ich verzichte lieber auf vieles und habe dafür Zeit und Raum, um nachzudenken.»

Politik ist gefordert

Ist Kunst generell brotlos? Die Frage stellt sich dem Zuschauer zwangsläufig. Sabine Gebhardt Fink, Leiterin des Masters in Fine Arts an der Hochschule Luzern – Design & Kunst, verneint. «Befragungen unserer Abgänger haben ergeben, dass die Hälfte eine gut bezahlte Stelle findet – etwa in Kulturbetrieben oder Produktionsfirmen.» Die andere Hälfte würde sich entscheiden, selbstständig zu arbeiten – unter teils prekären Bedingungen. «Unser Sozialsystem ist nicht auf dieses Arbeitsmodell ausgelegt», so Gebhardt. Wer über eine Phase hinweg kein Geld verdiene und arbeitslosengeld beziehen wolle, werde umgeschult. «Dabei sind solche Phasen in dieser Branche völlig normal. Auch das Sozialversicherungssystem und die Altersvorsorge sind nicht auf die künst-

lerische Arbeit ausgelegt. Hier wären verstärkte politische Diskussionen wünschenswert.»

Beeindruckende Willenskraft

Die Filmemacherin Antonia Meile ist in Luzern aufgewachsen und hat – wie die Protagonistinnen – hier die Hochschule für Design & Kunst besucht. Der Dokumentarfilm «Leben für die Kunst» ist ihr erster Langfilm. «Die Fragen, die der Film aufwirft, sind Fragen, die sich mir als freischaffende Filmemacherin selber auch stellen. Ich fand es ermutigend, diese Frauen zu begleiten, die sich mit so viel Leidenschaft und Willen für ihre Sache einsetzen.» Meile hofft, dass sich die Zuschauer von der Durchsetzungskraft anstecken lassen – und sich vielleicht fragen, für welche Leidenschaft sie so vieles opfern würden.

LENA BERGER
lena.berger@zentralschweizamsonntag.ch

HINWEIS

Der Film «Leben für die Kunst» wird nächsten Sonntag, 7. Dezember, um 11.55 Uhr, auf SRF 1 in der «Sternstunde Kunst» ausgestrahlt. Danach wird er online zu sehen sein unter www.srf.ch